

4. Dezember 1944 – mein letzter Schultag

Kapitel 1

Vormittags: Günters Gedanken als Dreizehnjähriger über sehr unterschiedliche Lehrer

Es war ein trüber Tag. Weil der Fliegeralarm in der Nacht zuvor nur eine halbe Stunde gedauert hatte, durfte der Unterrichtsbeginn auch nur um eine halbe Stunde hinausgeschoben werden.

Missmutig zog ich deshalb nach einer ruhigen Nacht in den Luftschutzbetten im Keller schon um 8:00 Uhr in die Dammschule. Unser Unterricht in der Klasse 3B begann mit Geschichte. Klassenlehrer Jonny, alter Kämpfer, weil er schon vor 1933 in die NSDAP eingetreten war, unterrichtete an diesem Morgen wieder einmal in SA – Uniform mit Koppel und Schulterriemen. Erneut überzeugte er uns auch an diesem Schultag, dass der Endsieg nicht mehr fern sei, und dass unsere Armee auf ihrem strategischen Rückzug den Feind in den Ardennen in einen Hinterhalt locken wolle. Der Kanonendonner von den Kämpfen in Frankreich war bei starken Westwind zwar manchmal schon in unserem Klassenzimmer hörbar, aber davon sprach man in der Öffentlichkeit nicht, das hätte einem als feige Wehrkraftzersetzung gefährlich werden können. Unser Englischlehrer dagegen, Master Schmidt, befahl in seinem Morgengebet bei Unterrichtsbeginn unsere tapferen Soldaten an den Fronten im Osten und Westen, im Norden und Süden in den Schutz unseres Gottes. Auch die trauernden Kriegerwitwen und Waisen schloss er fürbittend ein.

Bis vor wenigen Wochen hatten wir Pimpfe des deutschen Jungvolks solches Beten auch für Wehrkraftzersetzung gehalten, vor allem auch, weil Master Schmidt im Englischunterricht seine Begegnungen mit tapferen englischen Soldaten im ersten Weltkrieg schilderte, deren Regenmäntel dichter als die deutschen gewesen seien. Solcher Herabsetzung deutscher Wertarbeit widersetzten wir uns. In den 20-Pfennig-Heften „Kriegsbücherei der deutschen Jugend“ stand das ganz anders. Wir wollten glauben, dass unsere Feinde deutschem Wehrwillen und deutschen Waffen nichts Gleichwertiges entgegensetzen hätten.

Aber wie gesagt, an diesem Morgen des 4. Dezember 1944 war ich nicht mehr ganz so sicher, denn vier Wochen vorher habe ich unseren „alten“ Master Schmidt als Schmidt als Helden erlebt. Seither war er mir glaubwürdig geworden.

Kapitel 2

Wie Master Schmidt für Günter zum Helden wurde:

Das kam so:

Im Oktober 1944 war abends während der Nachtessenszeit mehrmals ein Einzelflieger über der Stadt gekreist. Weil das schwache Motorengeräusch der Maschinen scheinbare Harmlosigkeit signalisierte, achtete beim ersten Mal niemand darauf. – Seit dem Fliegerangriff am 10. September 1944 auf die Altstadt, das Bahnhofsgelände und auf Böckingen glaubten wir nämlich, am Motorengeräusch Überflieger und Angriffsflieger unterscheiden zu können. Dann ungewarnt – beim ersten Mal auch unbekannt – das Heulen, das Zischen und die Detonation stürzender Sprengbomben. Erst darauf löse die Sirenenwarnung die Erstarrung der Menschen. Beim dritten

Angriff des so genannten Bombenkarle tötete die Explosion einer Sprengbombe die Schafe der Stadt Schäferei in der äußeren Paulinenstraße. Der Anblick der zerfetzten Schafe und Lämmer am nächsten Morgen haben zum ersten Mal Zweifel an meinem Berufswunsch „Soldat“ in mir geweckt. Ich habe meine Mutter gefragt, ob so auch Soldaten nach einer Explosion aussehen. Ich hatte mir bisher den Heldentod im Krieg für Führer, Volk und Vaterland ganz anders vorgestellt.

Nach dem ersten Angriff wurde für die Real - und Hauptschule eine Feuerwache eingerichtet. Einige große 14-jährige Schüler der dritten Klassen sollten zusammen mit einem Lehrer das Gebäude der Dammschule sichern.– Die ganz großen 15-jährigen Schüler der fünften und sechsten Klassen waren in jener Zeit schon als Flakhelfer zu den Flackbatterien auf dem Lagerhaus der Firma Hagenbucher und bei Lauffen eingezogen. – Ich als einer der kleinsten in Klasse 3B fühlte mich als 13-jähriger auch schon groß und meldete mich zusammen mit einigen Klassenkameraden für die Feuerwache am 30. Oktober. Mit einer Windel als Atemschutz und mit einem „Behüt’ dich Gott“ ließ mich meine Mutter ziehen. Das verletzte meinen Stolz ein bisschen. Master Schmidt war unser Kapo. Mit ihm trugenn wir aus dem Sekretariat Karteikästen und die Schreibmaschinen in den Keller, fühlten in Chemie – und Physiksaal die Löscheimer mit Wasser und kontrollierten auf jedem Stockwerk die Feuerpatschen und die Sandeimer. Dann sollten wir uns in der Schulbücherei auf unserem Strohsackbetten zur Ruhe begeben, wie Master Schmidt sagte.

Er zog sich ins nebenliegende Lehrerzimmer zurück. „Wenn ihr Angst habt, bleibe isch bei euch“ sagte er. Wir hatten natürlich keine! Ich konnte vor meinen Kameraden angeben, weil ich bei einer Luftschutzübung mit meiner Mutter und den Frauen der Nachbarschaft auf dem Hof der Schäufelchen Papierfabrik einmal in einer Löscheimerkette gestanden und einen brennenden Strohhaufen gelöscht hatte. Master Schmid strich mir Zur-guten-Nacht über meinen Hitlerschopf und sagte, „Oh Günterle“. Das verletzte meinen Stolz sehr. Wir begaben uns nicht zur Ruhe. Übermütig schlichen wir mit unseren Taschenlampen zwischen den Bücherregalen herum und schoben Bücher von einem Regal ins andere, um den Büchereiwart unserer Schule, den Fachlehrer für Kunst, Bepperle zu ärgern. Zuletzt fand ich mit meiner Taschenlampe im hintersten Regal Karl May’s „Old Surehand“, das war eine Rarität, den Karl May Bücher gehörten während der Nazizeit zur in „unerwünschten Literatur“, weil sie den Wehrwillen der Jugend nicht förderten.

Beglückt wollte ich mich mit meinem Fundbuch und meiner Taschenlampe unter die Wolldecke auf dem Luftschutzbett zurückziehen, da riss uns die Voralarmsirene aus unseren Indianerträumen. Master Schmidt schon unter der Tür. „Ab in den Keller“ kommentierte er. „Ein Flugzeug kreist über der Stadt“. Das Motorengeräusch war nur ein leises Summen und verebte nach einigen Sekunden ganz.“ Vielleicht segelt er mit abgestelltem Motor über der Stadt“, meinte einer. Nach den Einzelfliegerangriffen des „Bombenkarle“ waren wir schnell hellwach. Wir rannten in den Keller. Noch bevor wir mit den Hebeln die Luftschutzstahltür zuriegeln konnten, packte uns das Heulen eine Sprengbombe: Dumpf zuerst – dann höher – dann schrill – zuletzt pfeifen – Ruhe. „Wenn wir jetzt die Detonation hören, dann leben wir noch“, unterbrach Master Schmidt. Wir haben sie gespürt die Detonation, wie einen Schlag, aus dem Boden hochsteigend, bis in die Knie. Mehr gespürt als gehört. „Das war nahe!“ Master Schmidt drückte uns in die Kellerecke. – Da, die Stahltür in den Schulhof wurde von außen aufgerissen. Schreiend stürzten und wälzten sich eine Gruppe italienischer Kriegsgefangener, die in den stacheldrahtumzäunten Baracken des Schulhofes von zwei Landsturmmännern bewacht worden waren, durch die Tür herein, warfen sich auf den Boden, über einander, durcheinander und schrien und schrien. „Mamma Mia“, erinnere ich mich, haben sie geschrien.

Wir warten auf die zweite Bombe.

– Der Staub hing wie ein ganz dichter roter Nebel unter der Glühbirne. Wo kommt bei einer Explosion bloß der viele Staub her?

Master Schmidt hat seinen Lodenmantel um uns Buben geschlungen, Schwarz war dieser, das weiß ich noch ganz genau. Umarmt hat er uns! Ich habe versucht hoch zu blicken, sein Gesicht zu erkennen, da sang er, nicht laut, aber alle haben es gehört, ein bekanntes Kirchenlied war es. – Den Text hab ich nicht verstanden. Er sang bis zur zweiten Bombe.

Die Italiener saßen uns gegenüber auf dem Boden, guckten ihn an, guckten uns an, geschrien haben sie nicht mehr. Die zweite Bombe viel, noch näher – beim Schwibbogen in der Sülmer Straße sahen wir am nächsten Tag. Kurz flackerte die Glühbirne bevor sie erlosch. Alle 5 Minuten leuchtete Meister Schmidt mit seiner Taschenlampe an die Decke, um uns in der Dunkelheit ein Lebenszeichen zu geben. Jetzt hockten wir alle auf dem Fußboden. „Spürt ihr, dass ihr lebt“ fragt er einige Male. Wahrscheinlich habe ich auf seinem Lodenmantel eine Zeit lang geschlafen.

Es war noch ganz dunkel, als er uns heimschickte. „Ihr könnt gehen, vor einer Stunde schon war Entwarnung“, verabschiedete er sich von uns. Die Bücherregale oben in der Bücherei waren umgekippt. Ganze Bücherstapel lagen auf dem Boden. Wüst sah das aus. „Wir hätten uns Bücher schieben sparen können“, sagte mein Freund.“ Damit kann man Bepperle nicht mehr ärgern“. Also, seit dieser Nacht weiß ich, dass Helden ganz anders sind, als wie sie in der Kriegsbücherei für deutsche Jugend beschrieben werden.

Kapitel 3

Günter sorgt sich – er war zwei Mal nicht in seiner Gruppe des Jungvolkdienstes – was wird ihm nun passieren?

Solches Erinnern ging mir am Morgen des 4. Dezember 1944 durch den Kopf. Besonders in der dritten Selbstbeschäftigungsstunde, in der wir eigentlich Mathe hätten haben sollen bei Rektor Offerbacher – Vetter nannten wir ihn. Vetter konnte schon seit Tagen keinen Unterricht mehr bei uns halten. Er war mit Klasse sechs, den Flakhelfern, in Lauffen und bereitete diese in den Alarmpausen auf ihre Abschlussprüfung vor.

Wir sollten aus dem Physikbuch in Selbstbeschäftigung die Aufgabe berechnen, um wie viel Millimeter bei einem Sturmgewehr mit 0,8 m Lauflänge die Kimme hochgeklappt werden muss, damit beim Visieren über das Korn der Feind in 500 m Entfernung sicher getroffen wird.

Die Aufsicht in jener Stunde führte ein Klassenkamerad, der in seinem Jungvolk-Fähnlein in Böckingen schon zum Jungenschaftsführer befördert worden war. Ich überließ an diesem Morgen das Rechnen meinem Nebensitzer und sann bekümmert darüber nach, dass meine Beförderungschancen zum Jungenschaftsführer tief gefallen waren, weil mein Vater mir an den vergangenen beiden Mittwochnachmittagen nicht erlaubt hatte, zum Jungvolkdienst in meinem Fähnlein 8 anzutreten. Er hatte meinen Bruder und mich beauftragt, zuerst unsere zwölf Stallhasen zu misten und mit dem Leiterwagen dann den Hasenmist in unser Äckerle am Wartberg zu führen.

„Bei den wenigen Gramm Fleischzuteilung auf den Lebensmittelmarken ist es wichtiger, jeden Monat einen Stallhasen schlachten zu können, als hinter der HJ-Fahne her durch die Stadt zu marschieren und dabei noch die genagelten Schuhe abzuwetzen, für die man nur einmal im Jahr einen Bezugschein erhält.“ sagte mein Vater. Mir aber haben die Propagandamärsche durch die Stadt im geklopften Achtungsgleichschritt viel besser gefallen als Hasenmisten. Mit Begeisterung haben wir bei diesen Märschen das umgedichtete Lied geschmettert: Wir werden weiter

marschieren, bis alles in Scherben fällt, denn heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt! Ich war zornig auf meinen Vater, weil er die neue, nationalsozialistische Welt ablehnte. Dieses Lied besonders war ihm ein Gräuel. Ich hielt ihn dann für sehr altmodisch, weil ihm meine Teilnahme am Konfirmandenunterricht und der Besuch des Kindergottesdienstes am Sonntagmorgen wichtiger waren als die Fehdegeländespiele meines Fähnlein 8 gegen das berühmte Fähnlein 5.

Und nun hatte meine Mutter für den versäumten Jungvolkdienst nicht mal eine schriftliche Entschuldigung geschrieben. Das war genauso schlimm wie Schule schwänzen. Sicher wird der Jungenschaftsführer nach den zwei Versäumnissen eine rote Verwarnungskarte vorlegen und eine Zwangsvorführung durch die Polizei androhen. An meinem Freund Robert aus der Kleiststraße wurde das schon vorexerziert, den hatte ein Jungzugführer das Fähnlein 8 festgehalten und drei Jungzugführer haben ihn vor dem angetretenen Fähnlein windelweich geschlagen, bis er Rotz und Wasser geheult hat.

Kapitel 4

Unterrichtende wegen einer Luftschutzwarnung

Solche trüben Gedanken haben mich an diesem Vormittag so umgetrieben, dass wir um halb zwölf Uhr die vom Schülermeldegänger ins Klassenzimmer hereingebrüllte L-20 Luftschutz Warnung wie eine Erlösung schien. Wir rannten weg und alle vergaßen vor dem Rausstürmen noch die Übungsaufgabe abzugeben. Die L-20 Warnung wurde von der Polizeistelle in der Schillerstraße über abkommandierte Meldeläufer an die Schule weitergeleitet. Die feindlichen Flugzeuge waren davon noch 20 Flugminuten entfernt. Dann mussten alle Schüler, deren Schulweg weniger als 15 Minuten dauerte, nach Hause laufen und dabei noch einen weiter entfernt wohnenden Klassenkameraden als Schutzraumfreund mitnehmen. Wenn dann nach einer halben Stunde kein öffentlicher Sirenenalarm ausgelöst worden war, sollten wir wieder in die Schule zurückkehren. Ans zurückkommen dachte um 11:30 Uhr aber keiner von uns, und weil mein Kellerfreund aus der Eythstraße Hunger hatte, ist er gleich zu Mittagessen nach Hause gerannt

Kapitel 5

Adventsvorbereitungen am Nachmittag.

Sirenenalarm war an jenem Nachmittag mehrmals. Das war schon seit August Alltagsleben. Niemand hat dabei seine Arbeit unterbrochen, sondern nur nebenher auf Flugmotoren geachtet. Mit den Eltern haben wir am vorausgegangenen ersten Adventssonntag auf von einem Spaziergang auf dem Wartberg Tannenzweige mitgebracht. Damit haben an jenem Montagnachmittag mein Bruder und ich im Garten die Rosen abgedeckt und später einen Adventsteller mit Kerzen gesteckt. Die Mutter hat Weihnachtsbrötchen gebacken. Als kinderreiche Familie mit vier Söhnen –der Mutter war deshalb im Jahr zuvor das bronzene Mutterehrenkreuz verliehen worden – erhielten wir einen eine höhere Lebensmittelzuteilung, so dass selbst im fünften Kriegsjahr Weihnachtsbäckerei Festvorfreude in uns weckte. Damit es dafür an gar nichts fehlte, hatte sie schon im Oktober einen fetten Stallhasen gegen eine Kanne Speiseöl eingetauscht. Zum Nachtessen brutzelte sie wie jeden Tag Röstkartoffeln. Diese wurden jedoch zu Fetteinsparung damals mit Malzkaffeesatz gebräunt.

Kapitel 6

Der Angriff zur Nachtessenszeit

Wir hatten uns zum Nacht Essen an den Küchentisch gesetzt. Außer der Kartoffelpfanne stand noch ein Teller mit sieben Leberwurstscheiben drauf, je eine für Mutter und uns vier Buben und zwei für den Vater. „Zuerst esst ihr aber den Roterübensalat, erst dann gibt es Wurst“, sprach sie gebieterisch.

Bevor wir beiden Großen gegen diesen Erziehungszwang anmurren konnten, heulten die Sirenen. Mutter sprach noch das Tischgebet, dann kündigt uns anhaltendes dumpfes Dröhnen einen großen Flugzeugverband an. „Guck zum Wohnzimmer raus über die Stadt“ sagt Vater zu mir. Wir wohnten im Dachgeschoss und konnten nach Süden über die Stadt hinwegsehen.

– Ich erstarrte, Christbäume, ein Fallschirm langsam herabschwebende Leuchtkugeln zeichneten mit grellem Magnesiumlicht gestochen scharf Hausdächer und den Kilianssturm in ein Kilometer Entfernung in den schwarzen Nachthimmel. – Das war der Angriff. – Auch den Eltern stockte das Blut bei diesem gespenstischen Anblick.

„Runter!“ Mutter drückte oben beim Treppenabgang noch jeden von uns bei seinem bereitstehenden Rucksack, ein Bettstück und eine Tasche in der Hand. Wir rannten. Ich voraus, die nächsten beiden Brüder hinten nach, zuletzt Mutter mit dem Jüngsten an der Hand. Nur unser dicker dritter Bruder hatte noch die Geistesgegenwart nach dem Wurstscheiben zu grapschen. Zwei Stück hat er sich gegriffen, das hab ich später beim Löschen nach gezählt. Beim Kellereingang war der unbeleuchtete Flur so hell, wie wenn die Sonne durch die Haustür reingeschienen hätte.

Jetzt erst erkannte Mutter, dass Vater nicht gleich mitgerannt war. Nie mehr habe ich unsere Mutter so entsetzt schreien hören: „Vater!“

Durch die zwei starken Luftschutztüren, durch die Gasschleuse hindurch gleich in den gewölbten unteren Keller stolperten wir mehr als wir liefen.

In unserem Kellerverschlag schob uns Mutter neben die Kartoffelhürde. Der Hausmann schloss mit beiden Hebelriegeln die Luftschutztüren. Jetzt fühlten wir uns sicher, denn auch das Kellerfenster war durch einen Laden aus 12 mm dicken Stahlblech verriegelt. Jetzt kam auch Vater nachgehastet. „Im Süden brennts schon“, keuchte er.

Dröhnend zogen die Geschwader über uns hinweg. Explosionen, zunächst noch entfernt, ließen den Boden zittern. Aber ein nie gehörtes Prasseln wie bei einem Platzregen lässt uns rätseln. Massen von Stabbrandbomben und Phosphorkanister durchschlagen so Ziegeldächer, erfahren wir später. Dann Sprengbomben: einzelne zuerst; sich näherndes Heulen, Pfeifen und Explodieren! Nur kurze Zeit können wir Einzeldetonationen unterscheiden, dann bricht ein einziger, anhaltend brüllender Höllenlärm aus. Die Glühbirne zuckt einige Mal und erlischt. Der Fußboden stößt gegen die Knie, das Regal mit den ein Eindünstgläsern bricht zusammen. Staubkörner kratzen beim schweren Schnaufen durch den Hals. Vater gelingt es endlich eine Kerze anzuzünden. Schwere Staubfaden drücken auf die Flamme. Die anderen Hausbewohner sehe ich auf dem Boden liegend, schreiend, einander haltend. Mutter und Vater stehen noch hinter der Kartoffelhürde, den Jüngsten zwischen sich, einander umarmend. – Eine Ewigkeit dauert es, 20 Minuten waren es, erfahre ich ein Jahr später.

Dann abebbend, nur noch Einzelexplosionen. Vater höre ich das Vaterunser beten: „Und vergib uns unsere Schuld“, betet er, denkwürdig für mich, zweimal. Noch einmal ein langes, abgezogenes Aufheulen, krachender Einschlag, ganz nahe. Eine Luftmine hat in geringer Entfernung einen Häuserzug der Sichererstraße umgelegt. Dann Ruhe, bedrückende Ruhe.

Erst jetzt sehen wir, dass unser Stahlladen vom Kellerfenster aus seiner Verriegelung gerissen worden ist. Auch die Luftschutztüren steht sperrangelweit offen. Von oben leuchten die Flammen des brennenden Nachbarhauses zu uns herunter.

Es knistert leise.

Mutter kommt wieder zur Besinnung. „Männer, jetzt rauf und löschen, Wasser ist in den Badewannen, die Sandeimer mit Schaufeln stehen vor der Glastür!“ – nie vorher und nie wieder nachher hat sie Vater und uns Söhne, damals zwölf und 13 Jahre alt, mit „Männer“ angesprochen.

Kapitel 7

In der Nacht danach: Löscharbeiten und ein zerstörtes Zuhause

Die Mieterfamilien rennen aus dem Haus und fliehen in die Weinberge. Mir gelingt es, mich über die umgelegte Treppenhauswand zu zwingen und in unsere Dachgeschosswohnung hochzusteigen. Der freie Durchblick zwischen den Sparren hindurch auf die brennenden Dachstühle der Nachbarhäuser erschreckt mich. Der Fußboden im Bubenzimmer und auf der Bühne brennt, mitten drin wie eine Stabbrandombe. Mit der Sandschaufel kann ich beide in den Hof hinunterwerfen. Vater kommt hoch und kippt Wassereimer auf die zwei Brandherde. Gerhard mit Mutter gelingt das Gleiche in der unteren Wohnung. Starker Feuersturm bläst uns Funkenregen ins Haus und beißenden Qualm in die Augen. Nur mit Kraft können wir uns gegen den Sturm stemmen und mit der Feuerpatsche neu aufziehende Flammen löschen. Die Augen tränen, der Qualm beißt im Hals. Auch Mutter kommt jetzt hoch, mit Gerhard hat sie vorher die oberen Steinbrocken der Treppenhauswand abgeräumt und aus dem Fenster geworfen. Ihr schwarzes Gesicht, ihre ganz dick, rot eingeschwollenen Augen sind mir im Gedächtnis hängen geblieben. „Gott sei es gedankt, wir leben alle“, muntert sie mich wieder auf.

Ich kann fast nicht mehr aus den Augen sehen. Die Besenkammer unter der Bühnentreppe ist der einzige umschlossene Raum geblieben. Dort schiebt sie mich eine Stunde hinein und lehnt sich von außen gegen die Tür.

Vater kann uns jetzt allein lassen und kämpft sich zwischen den brennenden Häusern in durch in das Krankenhaus in der Paulinenstraße, in seine Dienststelle.

Während der Feuerwache gegen morgen entdecke ich unter dem zusammengebrochenen Küchentisch, zwischen Nachtessensresten die übrig gebliebenen vier Wurstbrötchen. Alle vier schlinge ich in mich hinein, die Gipsbrocken dazwischen knirschen auf meinen Zähnen. – Die Nachbarhäuser sind herabgebrannt, nur aus dem Erdgeschoss in den Kellerfenstern schlagen noch Flammen.

Kapitel 8

Brot besorgen – Eindrücke der nächsten Tage

Am übernächsten Tag werden wir beiden Großen mit einem Rucksack zum alten Friedhof geschickt. Dort war eine Brotverteilungsstelle eingerichtet worden. Zwischen glosternden, qualmenden Ruinen hindurch, über die Trümmer auf den Straßen steigen wir beide auf einem Umweg zur Dammschule. Ich wollte meine Schule sehen. Sie war nur teilweise ausgebrannt. Das Dach war

eingedrückt, der Explosionsdruck hatte die Innenwände umgelegt. Nur die geologische Profilpyramide stand unversehrt im Schulhof.

Nachdenklich stand ich wieder an meinem Platz, Mauern hatten meine Sitzbank unter sich begraben. Auch mein Klassenarbeitsheft konnte ich aus dem zusammengebrochenen Schrank herauswühlen! Mit, „Ich hab Hunger,“, rief mich mein Bruder aus meinem Sinnieren. Das Klassenarbeitsheft habe ich weggeworfen, mein Reißbrett haben wir miteinander unter den Mauerbrocken hervorgezogen und mitgenommen. Damit haben wir zu Hause ein Kellerfenster zugenagelt.

Langsam und nachdenklich sind wir über die Trümmer hinweg nach Hause gestiegen. Den drei angekohlten, nackten Leichen in der Sichererstraße haben wir lange in ihre aufgerissenen Augen gestarrt. Wir haben sie erkannt!

Ohne miteinander zu sprechen, haben wir uns an den Händen heimgeführt. Unsere Mutter hat sich zu uns in die Luftschutzbetten gelegt. Wir haben zusammen geweint.

Schon am nächsten Morgen drang der Regen durch das offene Dach bis in den Keller herab. Es ist sehr ungemütlich, wenn einem der Regen von oben ins Bett tropft.

Quelle: Günter Schweikle: Schülerdasein unter Bombendrohung. Der 4. Dezember 1944 – mein letzter Schultag, in: Eine Stadt wird zerstört. Leben in der zerstörten Stadt. Anfänge des Wiederaufbaus, Texte und Materialien zum Landesgeschichtlichen Unterricht, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Landeskunde/ Landesgeschichte im Stadt- und Landkreis, Heft 10, Heilbronn 1994, S. 21-29.